

(Nachdruck verboten.)

30]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„O Paul, wenn Du wüßtest! Ein Mann ist dagewesen, ein garstiger, abscheulicher Mann, welcher übel roch und auch betrunken war . . . Dann hat er mir gesagt, jetzt sei es aus, die Zwangsversteigerung unserer Möbel sei auf morgen festgesetzt. Er hatte ein Plakat bei sich, welches er durchaus unten an die Hausthür kleben wollte.“

„Das ist ja unmöglich!“ rief Jordan, „mir ist nichts zugestellt worden, es müssen doch Formalitäten vorausgehen.“

„Ach, das meinst Du so, aber Du verstehst Dich noch weniger darauf wie ich. Wenn Papiere kommen, liest Du sie nicht einmal. . . Und da habe ich ihm zwei Franken gegeben, damit er das Plakat nicht anklebte, und ich bin hergecilt, um Dich sofort zu benachrichtigen.“

Die jungen Leute gerieten in Verzweiflung. Ihr armer kleiner Haushalt in der Avenue de Cligny, diese so mühsam in Monatsraten abbezahlten paar Möbel aus Mahagoni mit blauem Nips, auf welche sie so stolz waren, obwohl sie mitunter darüber lachten, weil sie ihnen selbst entsetzlich spießbürgerlich vorkamen! Sie hingen an diesen Möbeln, weil sie zu ihrem Glück gehörten, seit ihrer Hochzeitnacht in den zwei engen, sonnenhellen Stubchen mit der weiten, weiten Aussicht bis zum Mont-Balérien; und er hatte so viele Nägel in die Wand geschlagen, und sie hatte sich so verkünstelt, um mit türkischen Mattendraperien der Wohnung ein künstlerisches Aussehen zu geben! War's möglich, daß man alles dies versteigern wollte, daß man aus diesem trauten Winkel sie verjagte, in dem sogar ihr Elend ihnen wohnig vorkam?

„Höre!“ sagte er, „ich gedachte, Vorbehalt zu verlangen; ich will mein möglichstes thun, aber große Hoffnungen habe ich nicht.“

Da vertraute sie ihm ihren Einfall an:

„Ich hatte mir folgendes ausgedacht . . . O, ich möchte es nie ohne Deine Einwilligung thun; der Beweis ist, daß ich hierher gekommen bin, um mit Dir darüber zu reden. . . Ja, ich habe Lust, mich an meine Eltern zu wenden. . .“

Er erhob heftigen Widerspruch:

„Nein, nimmermehr! Du weißt doch, daß ich von ihnen nichts haben will.“

Beide Maugendre waren immer noch sehr anständig gegen sie. Aber er hegte noch einen Groll wegen ihres kühleren Benehmens von damals, als sie nach dem Selbstmorde seines Vaters und dem jähen Zusammensturze seines Vermögens nur auf den ausdrücklichen Willen ihrer Tochter hin in die längst geplante Heirat willigten, wobei sie noch verkehrende Vorsichtsmaßregeln gegen ihn ergriffen und unter anderem keinen Sou herausgegeben hatten, in der Ueberzeugung, daß ein Mensch, der in Zeitungen schreibt, alles durchbringen müßte. Später werde ihre Tochter schon erben. Und beide jungen Leute, sie ebenso wie er, hatten bis jetzt ihren Stolz daran gesetzt, zu hungern, ohne von ihren Eltern etwas andres zu verlangen, als die eine gemeinsame Mahlzeit am Sonntagabend.

„Ich versichere Dich,“ begann sie wieder, „unsre Zurückhaltung ist lächerlich. Ich bin doch ihr einziges Kind, eines Tages gehört ja alles mir! . . . Mein Vater wiederholt allen Leuten, die es hören wollen, daß er in seinem Zelttuchgeschäft in La Villette sich fünfzehntausend Franken Rente verdient hat; überdies besitzen sie die Villa mit dem schönen Garten, wo sie als Privatleute leben. . . Es ist einfältig, daß wir uns so plagen, während sie alles im Ueberfluß haben. Eigentlich sind sie nie böshaft gewesen. Ich will zu ihnen, sage ich Dir.“

Sie war ein Weibchen von lächelnder Tapferkeit und entschlossenem Aussehen, sehr praktisch in ihrem Bestreben, ihren lieben Mann glücklich zu machen, der so viel arbeiten mußte und bei Kritik und Publikum bis jetzt nur große Gleichgültigkeit und einige Ohrfeigen erzielt hatte. O, das Geld! kübelweise hätte sie es besitzen mögen, um es ihm dar-

zubringen! Und dann wäre es eine große Dummheit von ihm, den Zartfühlenden zu spielen, sie liebte ihn ja so sehr und verdankte ihm ja alles. Das war ihr Feenmärchen, ihr „Nischenbrödel“: die Schätze ihrer königlichen Familie legte sie mit ihren kleinen Händchen ihrem verarmten Prinzen zu Füßen, um ihn in seinem ruhmvollen Feldzug zur Eroberung der Welt behilflich zu sein.

„Hör mal,“ sagte sie fröhlich, indem sie ihn küßte, „ich muß Dir doch etwas nützen, Du kannst doch nicht die ganze Mühe allein haben.“

Er gab nach, und es wurde ausgemacht, sie sollte sofort zu ihren Eltern nach Batignolles gehen, Aue Legendre, und dann mit dem Gelde wieder hierher kommen, damit er noch am gleichen Abend versuchen könnte, zu zahlen.

Während er sie sehr aufgeregt bis zur Kasse begleitete, wie wenn sie einer großen Gefahr entgegenziehe, mußten die beiden auf die Seite treten, um Huret vorbeizulassen, der endlich eintraf.

Als Jordan in den Redaktionsaal zurückkehrte, um seinen Auftrag zu vollenden, hörte er aus Zantrous Zimmer heftiges Stimmengewitter herausdringen.

Saccard, der jetzt wieder mächtig und der Herr geworden war, verlangte unbedingten Gehorsam. Er wußte wohl, daß er seine Leute durch die Hoffnung auf Gewinn und die Angst vor Verlust in der riesenhaften Partie, die er mit ihnen spielte, allesamt in der Hand hatte.

„So? kommen Sie endlich?“ rief ihr Huret entgegen. „Haben Sie sich in der Kammer verpöbel, um dem großen Mann Ihren Artikel fein eingerahmt darzubieten? . . . Ich habe es satt, hören Sie, daß Sie ihm das Weihrauchfaß ins Gesicht werfen, und habe auf Sie gewartet, um Ihnen zu erklären, daß die Sache jetzt ein Ende nimmt und Sie uns in Zukunft etwas andres bringen müssen!“

Verblüfft schaute Huret zu Zantron hin. Dieser aber, fest entschlossen, ihm nicht beizuspringen, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, strich jetzt mit den Fingern durch den stattlichen Bart und schaute ins Leere.

„Wieso, was andres?“ antwortete schließlich der Abgeordnete. „Ich gebe Ihnen ja, was Sie von mir verlangt haben! . . . Als Sie die „Espérance“ übernahmen, dieses entschieden katholische und royalistische Blatt, welches Rougon so grimmig befehdete, haben Sie mich ja ersucht, eine Reihe lobender Artikel zu schreiben, um Ihrem Bruder zu zeigen, daß Sie ihm nicht feindlich entgegenreten wollen, und dadurch die neue Richtung des Blattes klar anzudeuten.“

„Die Richtung des Blattes, das ist's ja eben,“ erwiderte Saccard mit größerer Heftigkeit, „die Richtung des Blattes gefährden Sie, das ist meine Anklage. . . Glauben Sie dem, ich will mich meinem Bruder bedingungslos überantworten? Allerdings habe ich dem Kaiser gegenüber mit meiner dankbaren Zuneigung und meiner rückhaltlosen Bewunderung nie geknausert, ich vergesse nicht, was wir alle, was ich insbesondere ihm zu verdanken habe. Allein man greift nicht das Kaiserthum an, man erfüllt im Gegenteil seine getreue Unterthanenpflicht, wenn man auf begangene Fehler hinweist. . . Hier haben Sie die Richtung unsres Blattes: treue Anhänglichkeit zur Dynastie, aber volle Unabhängigkeit den Ministern und den ehrgeizigen Menschen gegenüber, die um die Gunst der Tuilerien sich streiten und reizen!“

Und nun ließ er sich in die Betrachtung der derzeitigen politischen Lage ein, um nachzuweisen, daß der Kaiser übel beraten sei. Er beschuldigte Rougon, er habe seine thatkräftige Selbständigkeit und seinen ehemaligen Glauben an die unumschränkte Gewalt nicht mehr, mit einem Worte, er liebäugle mit den liberalen Strömungen, in der einzigen Absicht, seinen Ministerstuhl zu behalten. Er klopfte sich mit der Faust auf die Brust und nannte sich einen unwandelbaren Bonapartisten der ersten Stunde, einen gläubigen Anhänger des Staatsstreichs; er sei der festen Ueberzeugung, daß heute wie damals Frankreichs Heil auf dem Geiste und auf der Kraft eines Einzelnen beruht. Ja, eher als er die Schwertung seines Bruders unterstützte, eher als er mit ansähe, daß der Kaiser durch neue Zugeständnisse einen Selbstmord begehe, eher wollte er die unbedingten Anhänger der Diktatur um sich sammeln und mit den Katholiken gemeinsame Sache machen, um dem voransichtlichen jähen Sturz Einhalt zu thun.

Rougou möge sich nur hüten, denn die Espérance könnte ihren Feldzug zu Gunsten Roms wieder aufnehmen.

Suret und Jantron hörten ihm zu, verblüfft über diesen Zorn, wie hätten sie bei ihm eine so schroffe politische Uebersetzung vermutet. Der erstere ließ sich beikommen, die letzten Thaten der Regierung verteidigen zu wollen.

„Zum Teufel, mein Bestes, wenn das Kaiserreich der Freiheit entgegensteuert, so wird es eben von ganz Frankreich kräftig dazu getrieben . . . Der Kaiser wird mitgerissen, und Rougon muß wohl mitlaufen.“

Schon ging aber Saccard zu andren Klagegründen über, ohne sich um die geringste Logik in seinen Angriffen zu kümmern.

„Und sehen Sie! Es ist gerade wie unsre äußere Lage! Mäglich ist sie. . . Seit dem Vertrag von Villafranca, der auf die Schlacht bei Solferino folgte, hegt Italien einen Groll gegen uns, weil wir den Feldzug nicht bis zum Schlusse durchgeführt und ihnen Venedig geschenkt haben. So ist es jetzt mit Preußen verbündet, weil es die Gewißheit hat, daß dasselbe ihm helfen wird, Destréich zu schlagen. . . Sobald der Krieg ausbricht, werden Sie das Durcheinander und unsre große Verlegenheit sehen, um so mehr, als wir sehr unrecht gethan haben. Bismarck und den Preußenkönig gelegentlich der dänischen Händel trotz eines von Frankreich mitunterzeichneten Vertrages die Herzogtümer nehmen zu lassen; das ist eine Ohrfeige, dagegen läßt sich nichts sagen, und wir brauchen nur die andre Wange hinzuhalten. . . O, der Krieg ist unausbleiblich, erinnern Sie sich des Preisrückganges der französischen und italienischen Papiere im vorigen Monat, als man an die Möglichkeit unsrer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten dachte. Ehe vierzehn Tage vergehen, ist vielleicht Europa in Brand.“

Zimmer mehr und mehr überrajcht, geriet Suret gegen seine Gewohnheit in Feuer.

„Sie sprechen wie die Blätter der Opposition, Sie wollen doch nicht, daß die „Espérance“ hinter dem „Siccle“ und den andren Blättern dieses Schlages einherfährt? . . . Es erübrigt nur noch, nach dem Vorgang dieser Blätter zu immitieren, daß, wenn der Kaiser in der Herzogtümerfrage sich einer Demütigung ausgesetzt hat und jetzt Preußen sich ungestraft vergrößern läßt, dies daher rührt, daß in Mexiko ein ganzes Armeecorps festliegt. Wohlan, seien Sie aufrichtig, es ist aus in Mexiko, unsre Truppen kehren schon zurück. . . Dann begreife ich nicht, was Sie wollen, mein Bestes. Wenn Sie dem Papsi Rom erhalten wollen, warum thun Sie so, als ob sie den voreiligen Frieden von Villafranca tadelten? Venedig an Italien? Dann sind die Italiener, ehe zwei Jahre vergehen, in Rom; das wissen Sie so gut wie ich, und Rougon weiß es auch, obwohl er auf der Rednerbühne das Gegenteil versichert. . .“

„Aha! Sie sehen also ein, daß er ein Schwindler ist!“ rief Saccard mit Stolz. „Wie wird man den Papsi autaiten, verstehen Sie mich? ohne daß das gesamte katholische Frankreich sich zu seiner Verteidigung erhebt. . . Wir würden ihm dann unser Geld entgegenbringen, ja, das gesamte Geld der Universelle. Ich habe schon einen Plan, darin liegt unser Geschäft, und wahrhaftig, wenn Sie mich noch weiter zum Neugiersten treiben, dann könnte ich mit Dingen herausrücken, die ich noch nicht sagen will.“

Da horchte Jantron gespannt auf. Es begann in ihm zu togen, und er gedachte, das im Flug aufgefangene Wort auszumunzen.

„Kurzum,“ versetzte Suret, „ich will jetzt wissen, woran ich eigentlich bin, wegen meiner Zeitungsartikel; wir müssen uns ja verständigen. . . Wollen Sie eine Einmischung Frankreichs, oder wollen Sie keine? Wenn wir für das Nationalprincip sind, mit welchem Recht würden wir uns dann in die italienischen und deutschen Händel mischen? . . . Wollen Sie, daß wir einen Feldzug gegen Bismarck unternehmen? Da! im Namen unsrer bedrohten Grenzlinien. . .“

Außer sich fuhr Saccard empor und rief:

„Was ich verlange? — Daß Rougon mich nicht länger zum besten hält! . . . Wie! Nach allem, was ich geleistet habe! Ich kaufe ein Blatt, den schlimmsten seiner Feinde, ich mache es zu einem seiner Politik ergebenen Organ, ich geistatte Ihnen, monatlang sein Lob zu singen, und nie will dieser Teufelskerl uns im geringsten beistehen, ich habe noch den ersten Dienst von ihm zu erwarten!“

(Fortsetzung folgt.)

## Dronkes „Berlin“.

Die socialistische Litteratur Deutschlands aus vormärzlicher Zeit ist heute, von etlichen Schriften von Marx und Engels und einer Anzahl kirchlicher Gedichte abgesehen, für weitere Kreise verschollen. Das meiste davon mag der Bergeissenheit mit Recht anheimgefallen sein; die eine oder andre Schrift aber ist dabei, deren Letztüre auch heute noch lohnt. Sicher gilt das für ein Buch von Ernst Dronke, das heute gleich seinen Gedichten und Novellen so gut wie unbekannt ist, für das 1846 erschienene zweibändige Werk: „Berlin“. Im tollen Jahre Freund und Mitkämpfer von Marx und Engels war Dronke schon vorher eifriger Anhänger der socialistischen Ideen. Und so ist seine Schilderung der preussischen Hauptstadt und ihrer Zustände am Vorabend der Revolution von Anfang bis zu Ende mit socialistischem Geist erfüllt. Die Kritik der socialen Verhältnisse von Berlin, der politischen Zustände von Preußen nimmt den breitesten Raum in dem Dronkeschen Werk ein. Aber es kritisiert nicht allein die bestehende Lebensordnung, es beschreibt sie auch, wie sie sich in Berlin ausnahm, und zwar bis in kleine Einzelheiten hinein, wofür Dronke eine scharfe Beobachtungsgabe besaß. Daher ist sein Buch nicht bloß ein Dokument zur Geschichte des Socialismus, sondern eine so reichhaltige Fundgrube kulturgeschichtlich interessanten Stoffes, wie es nicht leicht noch eine für das Berlin vor 1848 geben wird.

Gerade in diesen Dingen, wo Dronke durchaus auf eignen Beobachtungen fußt, ist er unbedingt zuverlässig, während er in seinen Ansichten und Urteilen naturgemäß mitunter irrt. Um einen merkwürdigen Beleg für das letztere zu geben, so hat die Partikularschlacht vom 18. März zwei Jahre nach Dronkes Buch schlagen seine Meinung widerlegt, daß in Berlin keine Revolution möglich sei, weil die geraden, regelmäßigen Straßen der Hauptviertel von zwei Kanonen beherrscht werden könnten. Ebenso wenig wird man in Dronkes abfälliges Urteil über die Natur der Mark einstimmen, die ihn als eine ungenießbare Sandwüste erschien. Der Grund für diese heute ungeheuerlich klingende Meinung liegt nahe: die Schönheiten der hauptstädtischen Umgebung waren damals für die Masse der Berliner noch gar nicht entdeckt, weil es an Verkehrsmitteln mangelte, um hin zu gelangen. Dronke hat wahrscheinlich, von Potsdam abgesehen, die Berliner Umgegend nur so weit gekannt, als er sie von der Inhabter Bahn aus übersehen konnte, während der Zug von Trebbin her Berlin sich näherte: der Vergleich mit den Wern des Mittelrheins, wo er zu Hause war, mußte denn freilich sehr zu Ungunsten Berlins ausfallen.

In der Berliner Bummelle mußte Dronke nicht Pechschid, um so besser aber in den Straßen der Hauptstadt. Was er über deren Beschaffenheit sagt, kann man ihm ohne weiteres glauben. Außer den sinkenden Gassen erwähnt er besonders als interessante Neuerung die Trottoirs. Sie finden sich nicht allenthalben, sondern bloß in den vornehmern Straßen, wo sie den Tummelplatz der eleganten Welt bilden. Auch hier sind sie noch sehr schmal; da nicht ganze zwei Menschen, sondern nur drei Beine nebeneinander darauf gehen können. Wie die Straßen selbst, nahmen sich auch die Häuserreihen, von denen sie eingefast waren, anders aus als jetzt. Die vielstöckige Mietskasernen vom heutigen Berliner Typus war erst in wenig Exemplaren vorhanden: vor dem Hamburger Thor, also außerhalb der eigentlichen Stadt von damals, im Boisland, wo das Proletariat sonst in niedrigen Höhlen ein elendes Dasein fristete, begannen sich hier und da stattliche Gebäude zu erheben, in denen zahlreiche Familien zusammenwohnten; oft mehrere im nämlichen Zimmer, das durch Stride in verschiedene „Wohnungen“ geteilt war.

Allgemein dagegen gehörten bereits zum Berliner Straßenbild die Kellerwohnungen, in denen sich vielfach stellerlose befanden. Von diesen entwirft Dronke ein amütiges Bild, aus dem man mit einiger Gemüthsanung ersieht, daß dem Proletariat nicht mehr alles geboten werden kann, was es sich damals gefallen ließ. In diesen Wirtschaften herricht eine eigentümliche Einrichtung, welche ganz das verächtliche Mißtrauen bezeichnet, mit welchem die heutige Gesellschaft die Armen als Verworfenen und Verbrecher behandelt. Die Teller bestehen in einer runden Vertiefung des Tisches; Messer und Gabel sind an kleinen Drahtketten ebenfalls am Tische befestigt. . . Man sagt sogar, daß behufs des Maßes, nach welchem die Suppe ausgegeben wird, eine kleine hölzerne Spritze in Anwendung gebracht wird, welche ebenfalls viel enthält, als die Portion dem Preise nach enthalten soll; verslangt alsdann jemand Suppe, so zieht der Aufwärter von der Schüssel die Spritze voll und entleert sie dann auf den Teller des Verlangenden. . . In einigen dieser kleinen Wirtschaften wird nach der Zeit gegeben. Wer so und so viel Minuten aufs Essen verwenden will, zahlt demgemäß seinen Preis; wer länger sitzt, wieder mehr und so fort. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Einrichtung die Gerichte so brühheiß auf den Tisch kommen, daß sie niemand genießen kann, ohne sich den Gannnen zu verbrennen. In andren ist eine Art Lotterispiel eingerichtet. Man bringt eine ungeheuer Schüssel mit trüber Brühe auf den Tisch, in deren Tiefe einige Broden Fleisch schwimmen. Jeder darf alsdann für den festgesetzten Preis einmal mit seiner Gabel in die Tiefe fahren. Ist er so glücklich, ein Stück Fleisch zu erhalten, so hat er allerdings nach seinen Begriffen ein billiges Mittagessen; gelingt der Versuch jedoch nicht, so hat er nichts, oder er muß von neuem sein Geld wagen. . .“

Süher als diese Abfütterungsaufstalten für die Armen stehen „die

Restaurationen, in denen man Bier und Kaffee schänkt." Diese Lokale sind erst neuerdings in Aufnahme gekommen, aber schon so zahlreich geworden, daß die Besitzer auf immer neue Mittel verfallen, um den Konkurrenten zuvorzukommen. So sind seit etwa 1841 die Weißbierweipen aufgetaucht: „Vor fünf Jahren noch wurde in Berlin allgemein nur von Kellnern in den Restaurationen serviert. Jetzt sind diese Anstalten mit schönen Mädchen überfüllt, deren Schönheit und Gefälligkeit mehr als das Getränk die Gäste anzuziehen pflegt. . . Diese unglücklichen Mädchen, welche gewissermaßen als Lockweisse und Paradeperd hier ausgestellt sind, nehmen, durch ihre traurigen Verhältnisse gezwungen, eine Stellung ein, welche der der Bordelle am nächsten steht.“ Die Zahl der Prostituierten — öffentliche und geheime — beziffert Bronke auf rund 10 000 unter insgesamt 170 000 Berlinerinnen. Der verstedten Prostitution dienen auch zahlreiche Balklokale, worunter das größte das Kolosseum in der Jakobstraße, das aber kürzlich abgebrannt war. Nun sind die bedeutendsten die Friedrichstädtische Halle und die Villa Bella vor dem Drianteburger Thor. Aber auch das vornehme Krollische Etablissement, wo selbst allerhöchste Herrschaften verkehren, war ein „Sammelplatz der Prostituierten aller Klassen.“ Es war also schon damals in Berlin einiges gefällig. Und die Sittenprediger schrien auch deshalb Ach und Jeter über das Spree-Babel, weil „freie Verhältnisse“ zu den offenkundigsten und gewöhnlichsten Dingen gehörten. In den oberen Schichten der Gesellschaft bildeten auch schon Ehebruch und Maitressewesen das notwendige Korrelat der Geldsuche, die vielfach bereits auf dem Wege der Heiratsgesuche in der Presse zu stande gebracht wurden.

Die durch den Pfaffenjagen geweihte Ehe erseute sich — Civiltrauung gab es bekanntlich nicht — unter diesen Umständen bei solchen Leuten, die Dronke „Emancipierte“ nennt, keines sonderlich hohen Credits mehr. Aus seinem Betramentkreis erzählt er ein späßiges Vorkommnis zur Illustration der Verachtung, der die heillosen Formen bei den „Freigeistern“ anheimgefallen waren. Das betreffende Paar wohnte bereits zusammen, als es den Geistlichen zur Vollziehung der legitimen Ehe kommen ließ. Als der Pfarrer erschien, waren Bräutigam und Trauungen schon anwesend, bloß die Braut ließ auf sich warten, weil sie noch bei der Toilette war. Ihr säkliches Erscheinen rief bei dem Geistlichen Erstaunen hervor, fäntmal sie weder mit Pharisäerfranz noch andrem Brautschmuck geziert war, sondern einfach ein Hauskleid anhatte. Während der feierlichen Handlung lag einer der Zeugen, ein bekannter Schriftsteller, den Schnurrbart freisierend, auf dem Sofa. Ein anderer stand am Ofen, die Hände in den Taschen und einen Cigarrenstummel im Munde. Die beiden letzten standen am Fenster und müsterten die Passanten auf der Straße. Als die Ringe gewechselt werden sollten, stellte sich heraus, daß keiner zur Stelle war. In Ermangelung von etwas Besseren wurden zwei Ringe von den Fenstervorhängen zu der Ceremonie verwandt. Die Einladung zu einer Waise lehnte der Pfarrer darauf unter Vorbehaltung dringlicher Pflichten ab.

Das Berlin der Weißbierweipen, deren Wesen und Treiben Dronke ergötzlich beschreibt, erscheint in dem, was er uns von dem Zoologischen Garten erzählt, bezw. von dem die Stelle eines solchen verretenden Surrogat, das unter der Leitung des Professors Lichtenstein stand. „In dem großen Park kann man sehr bedeutende Strecken weit wandern, bevor man an einen neuen Beschälter kommt; der ganze Jnhalt aber beschränkt sich auf einige Affen, welche sich um einen großen Baum herum balgen, zwei Varen, einige fremde Vögel und sonst mehrere Tiere, über deren Käfigen die Worte „aus hiesiger Gegend“ zu lesen sind. Die erbärmlichste Menagerie eines auf den Jahrmärkten der Provinz umherziehenden Marktchreiers ist besser, als diese öffentliche Anstalt.“ Außerdem machte das Eintrittsgeld von 5 Silbergroschen den Aukermer den Besuch unmöglich. Gerade so lag die Sache in Bezug auf die besseren Theater. Für die dem Volke zugänglichen Kunsttempel war ein Bretterbänchen in der Nähe des Tiergartens, vor dem Brandenburger Thor, typisch, das den charakteristischen Namen „wadelnde Bude“ trug. Die Troupe bestand aus der Familie des Besitzers und führte „die fabelhaftesten Burlesken und unsinnigsten, zusammenhanglosesten Darstellungen auf, woran sich die Zuhörerschaft gegen ein Entree von 1½ Groschen auf Holzbanen oder der nackten Erde sitzend, bei Schnaps und Bier ergötzte.“

Die traurige Lage des Berliner Proletariats wird natürlich in Dronkes Werk ausführlich erörtert. In der schmerzhaftesten Form z. B. wird die Ausbeutung der Kinderarbeit betriebe. Sobald die Proletariatskinder aus dem Voigtlande im mindesten die Kraft dazu hatten, wurden sie in die Fabriken geschickt, um von morgens 5 bis abends 9 Uhr für 3 Silbergroschen den Tag zu schauzen. Die damals in Berlin üblichen Löhne für erwachsene Arbeiter teilt Dronke in einer höchst interessanten Liste mit; ein Zimmermann zum Beispiel bekam 10—12½ Silbergroschen den Tag, ein Maurer 10, Schrifsteller 15, Schlosser 7½—15, Möbeltischler 10, Sattler 15, Klempner 10 usw. Es war bereits der Versuch wenigstens einer Arbeiterkategorie zu verzeichnen, auf dem Wege der Arbeitsstellung ihre Lage zu verbessern. Um die Zeit der schlesischen Weberunruhen streikten in Berlin die Rattundruder für höhere Löhne. Als bald erschien die allmächtige heilige Hernadab, die nichts dagegen zu erinnern fand, wenn in den Weißbierweipen Kinder vergiftet wurden, auf dem Plan, um die Gesellschaft zu retten, obwohl die Streitenden nicht den mindesten Erzech begingen. Es wurde mit Verhaftungen der „Mädelsführer“ vorgegangen, um die bedrohten Interessen der Besizenden zu wahren. Das Schreck-

Gespens des Socialismus war schon aufgetaucht, und den Berliner „Jakobinen“, die sich alltäglich bei Steheli am Gendarmenmarkt im „roten Zimmer“ zu versammeln pflegten, um die periodische Presse einzusehen und Ansichten auszutauschen, ward eine eifrige polizeiliche Observationsstätigkeit gewidmet: „Auch bezahlte „Besobachter“, heimlich an den schmalen, tiefgefurchten Spielergesichtern, trifft man hier, Leute, die nur zum Schein ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen und, die Augen starr auf die Zeilen gerichtet, seitwärts nach den hohen Oris „mißliebigen“ Schriftstellern lauschen. Diese Spione werden oft aufs unbarmherzigste maltreatiert, aber wahrscheinlich hat sie das Bewußtsein ihres ehrlosen Gewerbes bereits so abgestumpft, daß sie läßlos gegen alles sind und stets unbesinnert wiederkehren.“ Die staatsfeindliche Tätigkeit der Spiegel ward unterstügt durch die Briefschmüßerei des „Schwarzen Postkabinetts“, dessen Fäden bekanntlich in Berlin bei dem berühmtesten General-Postmeister Ragler zusammenliefen. Zur Charakteristik dieses Ministers bringt Dronke eine interessante Aeußerung bei, die Ragler gegenüber einem wegen Brieferschöpfung Beschwerde führenden that: „Sehen Sie, ich bin ein alter Mann und stehe bereits mit einem Fuß im Grabe; Sie werden mir wohl glauben, wenn ich Ihnen hiermit mein Ehrenwort gebe, daß ein geheimes schwarzes Postkabinet nicht existiert.“

Wie aufmerksam in Berlin das Auge des Gesetzes über allen umhülzlerischer Gesinnung verdächtigen Personen wachte, hat Dronke am eignen Leibe erfahren, als er nach zweijährigem Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt und Beendigung seiner juristischen Studien zu dem Entschluß gelangte, sich dauernd daselbst niederzulassen, und deswegen die nötigen Schritte that, um das Bürgerrecht zu erlangen. Wenn er sich das nicht sonderlich schwierig gedacht hatte, so wurde er eines Besseren belehrt. Nachdem mehrere Monate lang seitens der Polizeibehörden alle möglichen Dokumente eingefordert waren, erhielt Dronke eines schönen Tages das ganze Urkundenbündel nebst folgendem polizeilichen Begleit Schreiben zurück: „Ihrem Niederlassungs- und Naturalisationsgesuch kann, wie Ihnen bei Rückgabe der eingereichten Atteste hierdurch eröffnet wird, nicht deferiert und ebensowenig Ihnen der fernertweitige Aufenthalt hier selbst gestattet werden. Sie erhalten daher hierdurch die Anweisung, den hiesigen Ort binnen spätestens 8 Tagen zu verlassen, und würden Sie sich im Weigerungsfall Zwangsmahregeln ansehen. Berlin, den 5. Juni 1845. Königlich-polizeipräsidium, gez.: Köhler.“ Der Empfänger dieser trohen Botchaft war also auf gut Preussisch als „lästiger Ausländer“ ausgewiesen. Er war zwar kein Russe, sondern ein Fußbaer Kind, sein Vater Gymnasialdirektor in Koblenz. Die Thatfache aber, daß er auf heftigem Gebiete zur Welt gekommen war, genügte zur Zeit der Bundeszagsmifere, um Dronke als ausweissbaren Ausländer erscheinen zu lassen. Er mußte sich also nolens volens verziehen und schlug seinen Wohnsitz in der freien Stadt Frankfurt a. M. auf, wo denn auch die Frucht von Dronkes Aufenthalt in der Borussiahauptstadt, eben das Buch über Berlin, an den Tag gekommen ist.

Dies Werk hatte den Erfolg, Dronke die in Berlin vergeblich nachgesuchte Aufenthaltberechtigung auf preussischem Boden zu verschaffen. Gelegentlich eines Besuches, den er seinen Eltern in Koblenz machte, ward er wegen Majestätsbeleidigung verhaftet und vor Gericht gestellt. Es waren ja freilich in dem Buche etliche unangenehme Wahrheiten über Friedrich Wilhelm IV. enthalten. Deshalb aber Dronke in Preußen zur strafrechtlichen Verantwortung zu ziehen, erheischte erhebliche Gewandtheit im Rechtsverdrechen, fäntmal der Angellagte eben erst für einen Ausländer erklärt, sein Buch im Ausland erschienen war. Man half sich damit, daß er zwei Exemplare seines Werkes über die preussische Grenze geschickt und damit eine Majestätsbeleidigung nach Preußen hinein verbrochen habe. Mit dieser Begründung ward Dronke zu zwei Jahren Festung verurteilt, die er in Wesel absah. Er hatte fast schon zu Ende gedurmt, als im Februar 1848 von Westen her das revolutionäre Ungewitter heraufzog. Um nicht vom preussischen Könige begnadigt zu werden, ergriff Dronke die Flucht und entkam auch glücklich nach Holland. Er ging strads zu Marx und Engels nach Brüssel und arbeitete sodann mit ihnen zusammen in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ für die Sache der Arbeiterklasse. Nachher hat er das englische Flüchtlingelend in reichlichem Maße zu kosten bekommen, bis es ihm gelang, sich in Glasgow als Kaufmann eine Existenz zu schaffen: da hat er bis in die neunziger Jahre gelebt. Der Arbeiterbewegung stand er in höherem Alter fern, aber sein Buch über Berlin sichert ihm ein ehrendes Andenken. —

Dr. C.

## Kleines feuilleton.

— Eine einheitliche Speisefarte ist noch nicht zu stande gekommen. In Berlin sagt man „Bouillon“, in Wiesbaden „Niederbräu“ und in München „a Rindsupp“. In Berlin heißt das selbe Roastbeef, was in Wiesbaden Ochsenbraten und in München a Rinderbrail ist. Das norddeutsche Rauchfleisch bezeichnet der Münchener und Wiener als „a Gselcht's“. Was in Berlin Zahne heißt, wird in Mitteldeutschland Schmand, in Oberfranken Rahm und in Bayern und in Oestreich „Obers“ genannt. In einem norddeutschen Poffensüßd erregt es jedesmal großen Jubel im Publikum, wenn da ein Salzammergut reisender Berliner Rentier Giesede im Hotel die

östreichischen Bezeichnungen „Kungfernbraten“, „Ribisel“ und so weiter auf der Speisefarte nicht versteht und sich schließlich ein „Weisfel“ bestellt, welches Gericht sich dann als das ihm besonders verhasste Kungenbraté entpuppt. Was sind „Ribisel“? Was sind „Hetscheperschen“? Was ist „Arem“? Die östreichischen „Ribisel“ sind draußen im Reich Johannisbeeren, „Hetscheperschen“ sind Hagebutten und „Arem“ ist Meerrettig. Interessant ist auch, daß das, was man in Berlin „Kasseler Rippespeer“ nennt, in Kassel vollkommen unbekannt ist. Die norddeutschen „Kellkartoffeln“ nennt man in Franken „gequellte Grundbeeren“ und in Bayern „g'ottne Erdäpfel mit d'r Scaalt“. Sicher ist, daß das auf der Speisefarte stehende Gericht „ham and eggs“ ebenso gut sämedt, wenn es Säinken mit Eier heißt. Dem Zülander soll doch sein Rindfleisch ebenso gut sämeden, wenn es auch nicht als boeuf à la mode, und seine Gemüsesuppe nicht minder, wenn sie auch nicht als à la jardinière bezeichnet ist.

(Münchener Allgemeine Zeitung.)

**k. Opiern bei den arktischen Estimos.** Opiern, das Fest des Wiedererwachens der Natur, wird von den Estimos im arktischen Alaska mit vielen Lustbarkeiten gefeiert, die ihre Dankgeföhle für die Milderung der Sonne ausdrücken sollen. Sie haben guten Grund, froh über die Wiedertehr des Tageslichtes zu sein nach der langen Dunkelheit des Winters, während der sie Monate hindurch der Sonnenstrahlen beraubt waren; für sie bedeutet dies nicht nur eine Erneuerung der Jahreszeit des Lichtes und der Wärme, sondern auch eine Gelegenheit, die Jagd und den Fischfang wieder zu beginnen. So ist das Opiernfest der Estimos dem Sonnengott gewidmet und diese Gottheit figurirt gewissermaßen als Haupt-Charakter in den ceremoniellen Vorstellungen, die zu der Feier gehören. Das Opiernfest der Estimos ist ein ausgesprochen religiöses Fest, an dem viele Götter, größere oder kleinere, teilnehmen. Sie werden durch Personen dargestellt, die in entsprechende Kostüme gekleidet sind und groteske Masken tragen. Eine überraschende ausschweifende Phantasie wird in diesen Szenen reich entfaltet; einige sind auch so groß, daß sie mit Hilfe kräftiger Mienen über den Schultern der Darsteller an ihrem Platze gehalten werden, während andre wegen ihres Gewichtes und ihrer Größe sogar von dem Sparrenwert des Hauses, in dem die Ceremonien stattfinden, herabhängen, wobei die Schauspieler dahinterstehen und sie von einer Seite zur andern bewegen. Inzwischen wird ständig gesungen und getanzt. Es ist eine höchst seltsame Wirkung, die sich schwer beschreiben läßt. Um sich die Bedeutung der von den Estimos bei ihrem Opiernfest getragenen Masken vorzustellen, muß man ihren Glauben an den übernatürlichen Charakter aller belebten Dinge verstehen. Ihre Vorstellung ist, daß jedes lebende Ding einen Geist von halb-menschlicher Form und Gesichtszügen besitzt, der mehr oder weniger Bewegungsfreiheit genießt. Das heißt, der Geist eines Walrosses kann unter gewissen Bedingungen den Körper des Tieres eine Zeit lang verlassen und in seinem halb-menschlichen Anblick den Augen der Menschen erscheinen. Dieser Gedanke wird durch einige der ceremoniellen Masken ausgedrückt, die doppelte Gesichter haben. Ein hölzernes Maul ist mit hölzernen Nägeln so befestigt, daß es entfernt werden und ein menschenähnliches Maskengesicht darunter zum Vorschein kommen kann. Dieselbe Wirkung wird durch kleine Thüren mit Angeln erzielt, die sich nach außen öffnen und das menschenähnliche Gesicht, das den Geist darstellt, enthüllen. Die Religion der Estimos ist wie die anderer Halbwilden mit Zauberei vermischt. Ein in magischen Künsten erfahrener Mensch soll nach ihrem Glauben die Macht haben, den Geist einer Person zu stehlen, so daß der so unglücklich seines Schattens beraubt dahinsiecht und stirbt. Natürlich wird ein derartiges Unglück sehr gefürchtet.

Während einer ethnologischen Forschungsreise im arktischen Alaska, die Edward William Nelson für das „Smithsonian Institute“ machte, stellte er seine Camera auf ein Dorf am unteren Yukon ein, um eine Augenblicksaufnahme der Eingeborenen zu bekommen, wie sie sich zwischen ihren Häusern bewegten. Da bestand der Häuptling darauf, durch das Instrument zu sehen. Nachdem er seinen Kopf unter das Tuch gehockt hatte, zog er ihn schnell zurück und rief den Leuten zu: „Er hat alle eure Geister in diesem Kasten!“ Die Folge war eine Panik, die Eingeborenen verschwanden wie erschreckte Prariehunde in ihren Höhlen. . . . Die kunstvollste Maske stellt den Mondgott dar, der eine sehr wichtige Gottheit ist, da er die Herrschaft über alle auf der Erde lebenden Tiere hat. Sein Name ist Tung-hal; wenn eine Zeit des Mangels kommt, besuden die Priester oder „Geheimnismänner“ angeblich den Mond und opfern der Gottheit. Sind ihre Gebete erfolgreich, so giebt er ihnen Exemplare der gewünschten Tiere, die sie freilassen, und bald giebt es wieder reichlich Tiere. Nur auf diese Weise kann die Erde mit Wild versehen werden. Die Maske des Mondgottes ist zwei Fuß hoch; sie wird wegen ihres Gewichtes während des Opiernfestes vom Dach herabgehängt und auch am Kopf des Darstellers, der den Mondgott vertritt, befestigt. An die Stirn der Maske sind hölzerne Bildnisse von fünf Seevögeln und zwei Meentieren befestigt. Answärtig an beiden Seiten der Unterlippe stellen die in die Lippen eingesehten Steine dar, die gewöhnlich als Sämdel von den Estimos getragen und in Löcher eingeführt werden, die zu diesem Zweck durch das Fleisch gemacht werden. Man vermutet, daß die in den Handflächen des Gottes bemerkbaren Löcher anzeigen, daß der Gott das von ihm

Verantwortlicher Redakteur: Carl Leid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

beherrschte Wild nicht hält, sondern den Tieren gestattet, durch die Löcher hindurch auf die Erde zu gehen. Die schönste Sammlung solcher Estimomasken befindet sich im amerikanischen National-Museum. —

**Theater.**

**Freie Volkshühne.** (Leffing-Theater.) Am letzten Sonntag wurde Otto Erich Hartlebens fünfaktige Offizierstragödie „Rosenmontag“ zur Aufführung gebracht. Ein näheres Eingehen auf die Dichtung selbst, was besonders ihre wenig ausreichende Stofflichkeit zur echten Tragödie und vor allem die noch weniger stichhaltige Motivierung angeht, wird mir durch ein solches früher hier an dieser Stelle erspart. Es erübrigt daher nur noch, über die Vorführung selbst einige Worte zu sagen. Hans Hudorff, der Held des Dramas, wurde von Hans Stod gegeben, und zwar in ausgezeichneter, das rein Menschliche ungeadmetnt und warmtönig hervorleuchtender Weise. Schon mit dem ersten Auftreten setzte der Darsteller fest und sicher ein und verstand durch nuancenreiches Spiel wie überzeugende Sprache und Gebärde bis zum Punkte edütragischer Erschütterung seine Rolle zu feigern. Meta Jäger als Gertrude Neimann gab ihr Bestes in der Scene des Schlafhofes, wo sie erwärmend und ohne Pose wirkte. Unter den Offizieren stand hinsichtlich der Gütlichkeit in Sprache und Erscheinung Franz Schönfeld als Harold Hofmann obenan. Mit mehr oder weniger Glück entsprachen die übrigen Vertreter der Uniformen. Eine gute Lieutenants-Charakteristik gab dagegen Fritz Kleinte (Wenno von Kiewitz); der Purche Mettelbusch wurde durch Willy Peters durchaus komisch gestaltet. Endlich war Julius Deype als Kommerzienrat Schmitz sehr gut. Die Darstellung fand, wie schon gesagt, warme Anerkennung. Das Interesse für das Stück selbst schien sich zu teilen, und das ist begreiflich, denn diesem letzteren gebührt es eben doch an dem überzeugenden Gehalt einer sozialen Menschentragedie. — e. k.

**Humoristisches.**

— Der Herr Professor. „Präge Dir diese Gegend wohl ein, liebe Emma, damit sie Dir eine Erinnerung für das Leben bleibe; denn nur hierin liegt der ethische Wert einer Hochzeitsreise, welche als bloßes Vergnügen in einem Mißverhältnis zu den nicht unbeträchtlichen Kosten stehen würde.“ —

— Erste Gefahren. „Nur nicht auslassen, lieber Herr Huber; wir Geistlichen müssen die Herrn werden in den Säulen, eher wird's nicht besser!“

„Frei! Hochwürden, das war ja mir a! Dö mit eahnera damischen Anstürmung bringetens no so weit, daß loq Mensch mehr in Hofbräuhaus einidürft, außer er hätt' s Einjährige!“ — (Simplicissimus.)

**Notizen.**

— Von Ernst Brezangs „Liedern eines Arbeitlosen“ (Berlin, Oskar Koselowski) ist soeben die 2. Auflage erschienen. Der Preis des Heftchens beträgt 20 Pf. —

— „Reigen“, ein neues Buch von Arthur Schnitzler, ist soeben im Wiener Verlage erschienen. —

— Im Punten Theater gehen am Sonntagabend in Scene: „Eglantine und Psiari“ von Moszkowski, „Hodenjos“ von Wassermann und „Hinüber-herüber“ von Restron. —

— Das Ensemble des Kleinen Theaters wird am 24., 25. und 26. April im Dresdener Schauspielhause mit Gorkis „Nachtasyl“ gastieren. —

— Paul Henjes „Maria von Magdala“ wurde am Palmsonntag mit großem Erfolg im Oldenburger Hoftheater aufgeführt. —

— „Kunststätten“, ein Schauspiel von Paul Althof, stieß bei seiner Erstaufführung im Deutschen Volkstheater in Wien auf Widerspruch. —

— Ein großes Konzert zu kleinen Preisen findet Karfreitagabend im Velle-Alliance-Theater statt. Solisten sind: Opernsängerin Marie Göze und Cellist Heinrich Grünfeld. —

— Die Direktion des Magdeburger Stadt-Theaters veranstaltet im kommenden Monat Maifestspiele. Unter der Leitung Felix Mottks und Hermann Zumpes werden zur Aufführung gelangen: „Fidelio“ (5. Mai), „Entführung“ (7. Mai), „Maskenball“ (9. Mai), „Tamburhauer“ (10. Mai) und „Die Meisterfänger“ (12. Mai). Mitwirkende sind die bedeutendsten Opernkräfte Deutschlands, u. a. Emmy Destinn, Marie Göze, Erta Wedelind, Paul Knipfer, Julius Viehan, Karl Säcidemantel u. a. m. —

— Der deutsch-böhmische Maler Emanuel Hagenbart, der bisher in München lebte, hat einen Ruf an die Dresdener Kunstakademie angenommen. —

— Der Giordano Bruno-Wund veranstaltet am 8. April (1/9 Uhr abends) im Bürgercaale des Rathhauses einen Vortragsabend mit Diskussion. Wolfgang Kirchbach wird über „Babel, Bibel und den Offenbarungsbegriff“ sprechen. Der Eintritt ist frei. —

c. In London wurden für eine einzige Dräbdee, Cypripedium Priam, 4200 M. bezahlt. —